In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 129 Posen, den 8. Juni 1929 3. Jahrg.

Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Krack.

(26. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

„Gottlob, daß sie weg sind —!“

„Aber Werner, es war doch ganz lustig —“

„War es auch. Sehr lustig sogar. Aber am liebsten bin ich doch mit dir allein —“

„Du — —“

Er legte den Arm um ihre Hüfte, zog sie an sich. Sie war unverändert, jugendlich, mädchenhaft, schlank, trug noch die dunklen Schnecken um die Ohren.

Ringsum Nacht. Tiefe Nacht. Und aus dem Dunkel leuchtete ihr feines, weißes Gesicht, schimmerte der rote, blühende Mund. Wie ist sie schön, dachte er — heute, nach Jahren ebenso verliebt, verliebter als am ersten Tag. Und nahm sie, küßte sie.

Und sie ließ ihm ihre Lippen.

„Liebling —“ flüsterte er.

„Komm —! Laß uns noch ein bißchen draußen bleiben — es ist so schön —!“

„Ja, wunderschön ist's —!“

Und umschlungen gingen sie weiter. Schweigend. Voll Glück. Und Stille ringsum. Keine Menschenstimme. Kein Vogelruf. Alles im Schlaf und Traum. Nur der Kies knirschte unter ihren Schritten —

„Du, Werner —“

„Ja —?“

„Warum die beiden nur so früh gegangen sind —?“

„Wer —?“

Sie wandte den Kopf, deutete seitwärts nach dem Haus Lankow hinüber. „Steffen und Erika —“

„Ja, merkwürdig —. Na vielleicht waren sie nicht recht aufgelegt. Manchmal ist man ja nicht in Stimmung —“

„Nein, du —“, sie hob die Hand, streckte den Zeigefinger aus, schüttelte ihn hin und her, „ich glaube, da ist nicht alles in Ordnung —“

„Aber Bille —!“ Er blieb stehen.

„Ja, ich kann mir nicht helfen, Steffen gefällt mir nicht —“

„Wieso denn —? Er hat nun einmal kein leichtes Künstlerblut, ist ein bißchen ernst angelegt, geht schwerer aus sich heraus als die anderen —“

„Aber er kann doch so fröhlich sein, so ausgelassen — denk' doch, welch köstliche Reden er schon geschwungen hat — wir mußten alle lachen — aber wie lange ist das her —! In der letzten Zeit —“

„Das ist wahr, da hast du recht. — Wenn ich darüber nachdenke —“

„Er ist so anders wie sonst, hat etwas Verschlossenes, Verbittertes — als ob er etwas mit sich herumträgt — findest du nicht —? Ich hab' das Gefühl, daß er mit seinen Gedanken weit fort ist — daß er sich geradezu Zwang antut —“

„Aber was kann das sein —?“

„Ja, ich weiß auch nicht —.“

„Meinst du, daß in ihrer Ehe irgend etwas —? An Erika kann es doch nicht liegen —?“

Sibylle antwortete nicht.

Er fuhr fort: „Ich hab' wenigstens nichts gemerkt. Und sonst — er hat doch alles — hat doch ein Leben wie Gott in Frankreich —!“

Sie schritt sinnend neben ihm her. „Vielleicht ist es das —!“

Er lächelte. „Du meinst, er hat es zu gut —?“

Sie blieb ernst. „Ja. Dieses Nichtstun. Das ist nicht für alle Menschen. Ich glaub', ich könnt' es auch nicht aushalten —“

„Schäfchen du —!“

„Nein, Werner. Und wenn ich bis über die Ohren im Golde säße —!“

„Ich weiß ja. Gottlob, daß du zu tun hast —!“

Sie nickte sehr bestimmt. „Ja, Gottlob —! Das sag' ich auch. Ich als Frau. Und nun erst ein Mann —! Ein Mann wie unser Schwager!“ —

„Aber das ist doch seine eigene Schuld — er kann doch niemand einen Vorwurf machen —“

„Mag sein. Wenn auch —! Er tut mir leid. — Ich glaub' auch nicht, daß es so ruhig abgeht —“

„Wieso —?“

„Ich glaube nicht, daß eine solche Kraft auf die Dauer untätig, völlig brach liegen kann. Man fühlt doch, welche Kraft in ihm ist!“ — Und nach einer Weile des Nachdenkens. „Das erinnert mich — weißt du — ich hab' von Männern gelesen — die plötzlich von der Bühne abgetreten sind — aus hellstem Licht in tiefstes Dunkel — wie verschwunden von der Welt — aus Groll gegen das Schicksal, aus Liebe zur Einsamkeit, aus Leidenschaft zu einem Weib — als ob sie sich mit einemmal verwandelt hätten, ihr ganzes Leben verleugneten, als ob alles in ihnen tot und gestorben wäre. Aber nichts ist tot, es ist nur wie ein Schlaf — eines Tages reckt sich und streckt sich der Riese, wacht auf, und dies Erwachen ist meistens furchtbar — —“

„Was du nicht alles denkst — und du meinst, auch unser Steffen wär' solch ein Riese —?“ Es klang zweifelnd, ungläubig —

„Wer weiß — ich wollte nichts lieber, als daß ich mich täuschte —“

„Ja, hoffentlich — —“

Sie sprachen noch lange davon, ohne zum Schluß zu kommen —. Was sollten sie tun? Wie wollten sie's ändern? Mit Steffen oder Erika reden —? Sich in ihre Angelegenheiten mischen? In ihre Geheimnisse dringen —? Nein. Aber sie wollten aufpassen, auf der Hut sein und sich bereit halten, wenn's nötig war —.

Vielleicht kam eine Gelegenheit? Fiel ein Wort —? Vielleicht zog man sie ins Vertrauen —?

Aber nein.

Steffen war kein mitteilsamer Mensch, hatte kein Bedürfnis, sein Herz auszuschütten.

Das Gute, die Freude, mußte auch er teilen — ja — aber den Schmerz, das Leid —? Nein. Das war nicht für andere. Das machte man im stillen ab — mit sich allein. So war er. Wie seinesgleichen. Wie die meisten Menschen da oben. Schweigsam. In sich gekehrt. Verschlossen.

Äußerlich änderte sich auch nichts. Alles blieb, wie's war, ging seinen alten Gang. Das ganze Leben im Haus Lankow.

Steffen hatte mit seiner Frau gesprochen, hatte gesagt, was zu sagen war. Weil es ihm das Herz preßte, die Kehle schnürte. Und hatte kein Verständnis gefunden. Tauben Ohren gepredigt.

Noch einmal davon anfangen —? Warum? Es war zwecklos. Das wußte er. Erika nahm es leicht, ging darüber hinweg — als ob es eine Laune wäre, eine schlechte Stimmung, die kam und verflog —. Und dabei blieb sie. War geduldig. Wartete die Zeit ab.

Er versuchte es auch — redlich — ja, nahm alle Kraft zusammen, wollte stark bleiben — oder schwach, wie man's nahm — wollte aushalten. Vielleicht gewöhnte er sich wirklich, gewann die Gewalt über sich, zwang alles nieder . . .

Er ließ sich nichts merken, war wie immer, erschien wie sonst. Sonderte sich auch nicht ab, ging nicht seine eigenen Wege. Sie lebten wie gewöhnlich, sprachen zusammen, saßen sich gegenüber bei den Mahlzeiten, morgens, mittags, nachmittags, abends, aßen und tranken zusammen, schliefen zusammen, Seite an Seite . . .

Alles wie gewöhnlich. Als ob nichts geschehen wäre, als ging alles seinen gleichmäßigen Gang.

Aber es wurde ihm schwer. Schwerer von Tag zu Tag. Wurde ihm zur Qual. Zum Ekel, sich immer anders geben, wie er war, ein anderes Gesicht zeigen, sich verstellen, schauspielern.

Wenn der Tag nur vorüber war, der Abend kam, die Nacht! Daß er allein war —! Nicht sprechen und antworten brauchte! Nichts sah und hörte! Dann atmete er auf, wie befreit, wie erlöst. Lag still, mit offenen Augen, sann und grübelte . . .

Er tat alles, suchte sich Arbeit, suchte körperliche Anstrengungen, nur um sich zu ermüden, um Ruhe, Schlaf zu finden.

Im Sommer stand er mit der Sonne auf — in aller Frühe — wenn seine Frau noch schlief, zog sich leise an, ging hinunter in den Garten, machte sich zu schaffen, fütterte die Hühner, sprengte, harkte, pflückte Obst. Ging unten ans Wasser, löste das Boot, legte sich in die Riemen, ruderte mit allen Kräften, daß ihm der Schweiß auf die Stirne trat. Oder machte weite Spaziergänge, streifte in Wald und Feld umher.

Aber der Winter, der endlose Winter! Die kurzen Tage und die langen Abende —. Was sollte er tun —? Er schrieb — wissenschaftliche Abhandlungen, volkstümliche Aufsätze — nicht aus innerer Notwendigkeit, nur aus Zeitvertreib — um die Stunden hinzubringen — las viel — alles — was ihn irgendwie fesselte — war möglichst im Freien — lief Schlittschuhe, sowie das Eis trug — segelte auf dem Schlitten —

Aber alles umsonst. Es wurde nicht anders, nicht besser. Wurde nicht still in ihm, wollte nicht schweigen. Das ließ sich nicht betäuben, nicht einschläfern, das war in ihm, sprach in ihm, lauter, immer lauter . . .

Und als nichts half, wurde er sein eigener Arbeiter, sein Knecht, nahm selbst den Spaten in die Faust. — Warum nicht? Mochte man denken, was man wollte. Was lag ihm daran —! Nichts —.

Als das der alte Gärtner sah, kam er heran, zog seine Mütze, bot guten Morgen und wollte sich des Todes wundern. „Aber Herr Doktor — das ist doch nichts für den Herrn Doktor — soll ich denn nicht —?“

„Nee, Bielecke — lassen Sie man — schonen Sie nur Ihren alten Rücken — ich hab' jüngere Arme —“

„Ja, ja, das will ich auch nicht sagen. Ich meine bloß, das paßt sich doch eigentlich gar nicht für den Herrn Doktor —“

„Ach was. Das macht mir Vergnügen, verstanden —?“ Und kopfschüttelnd trollte der Alte von dannen.

Und Steffen nahm den Spaten, stieß ihn in die Erde, warf die Schollen um. Eine ungewohnte Arbeit. Bald fühlte er es in den Gliedern, im Rücken, in den Seiten — jedesmal, wenn er sich bückte, sich wieder aufrichtete. Aber was tat's! Das gab sich schon, wenn's ihn nur packte, nur matt, müde machte —!

„Steffen — Steffen —!“ klang es von oben.

Er hielt inne, sah auf.

Erika stand vorm Haus, und wie sie ihn erblickte, kam sie herunter.

„Nein — nein — was machst du denn hier —? Mit dem Spaten —? Gräbst die Erde um —?“

„Ja.“

„Aber Muschick —!“ Das war der Kosename, den sie ihm in letzter Zeit gegeben hatte, da er sich so viel draußen beschäftigte und wirtschaftete.

Aber ihn traf das Wort jedesmal. Er stützte sich auf seinen Spaten, trocknete sich die Stirn, entgegnete bitter: „Ganz recht — das bin ich auch — ein Muschick — ein Bauer —“

Sie trat auf ihn zu, sagte begütigend: „Aber Mann — so war's ja nicht gemeint —“

„Nein, nein, ich weiß schon —“



„Und wie du aussiehst — in Hemdsärmeln — mit dem großen Bart — aber was ist denn das —? Ein weißes Haar — wahrhaftig — das erste weiße Haar — warte —“ sie zupfte es heraus, zeigte es ihm —

„Ja, man wird alt —“

„Du —? Und bist noch nicht vierzig Jahre —? — Nein, aber du machst dich alt —. Weil du nichts mehr auf dich gibst, dich vernachlässigst — das ist es!“

Hatte sie recht? O ja. Er war nie eitel gewesen, hatte sich nie herausgeputzt und doch immer auf sein Äußeres gehalten. Aber in der letzten Zeit — er wußte nicht — es war ihm gleichgültig —. Wozu das alles — warum nicht wie ein Bauer gehen — wenn er ein Muschick war, ein Bauer.

Wenn er's nur wär' —! Ein Bauer — der hatte seine Arbeit, sein Tagewerk, der schaffte, wirkte, stand fest im Leben, auf seinen Füßen, war sein eigener Herr, aß sein eigen Brot — ein beneidenswerter Mann —!

Und nicht er allein — nein, alle, alle, die ehrliche Menschen waren, für sich selbst sorgten, ihren Unt[illegible]t verdienten, hoch und niedrig, alt und jung, Beamte, Kaufleute, Handwerker, Arbeiter, Tagelöhner —

Er beneidete jeden — jeden — jeden —.

Neulich war er im Park. Stand vorn an der Tür. Am frischen Morgen, wo noch niemand wach war. Stand da und sah auf die Straße. Ihm schräg gegenüber ein Steinhaufen und davor ein Mann, die Beine von sich gestreckt, die Mütze in den Nacken geschoben. Hatte einen Lederschutz um die linke Hand, einen Hammer in der rechten und zerklopfte die Steine — einen nach dem anderen — daß es durch den Morgen klang — hell, klar, fröhlich — und summte vor sich hin, sorglos, kreuzvergnügt.

Du Glücklicher, rief es in ihm, du hast gewiß keine Reichtümer, keine Schätze, hast kein eigenes Haus mit Park und Garten, ißt keine Leckerbissen an damastgedeckten Tischen, alles Beste und Schönste, was die Jahreszeit beschert — schläfst nicht unter weichen Daunen — armer Kerl du —! Hast nur deinen kärglichen Bissen, hast mit deinem Weib vielleicht nur eine Kammer, mußt den ganzen Tag schuften ums liebe Brot — hast nichts wie deinen Sonntag — und doch — reicher Kerl du —! Komm, laß uns tauschen —! Tritt an meine Stelle! Gib mir deinen Platz — laß mich Steine klopfen — hämmern — arbeiten —! Daß ich weiß, warum ich da bin — hier auf dieser Welt — warum ich atme, lebe, esse, trinke —!

Und es quoll in ihm auf — ein dumpfer Groll, eine Bitterkeit, ein unsägliches Weh. Er ertrug's nicht mehr, wandte sich ab, ging zurück — ums Haus herum — hinüber zum See — löste das Boot, sprang hinein, stieß ab.

(Fortsetzung folgt.)

Sonderbare Verkehrsmittel.

Jedes Volk hat seine Eigenart, lebensnotwendige Probleme zu behandeln, zu meistern und zu lösen. Am deutlichsten ersichtlich ist das bei dem Verkehrsproblem, das schon seit Urväterzeiten die findigsten Köpfe beschäftigt hat. Es existieren die seltsamsten Variationen von Verkehrsmitteln, erinnert sei nur an Wasserfahrzeuge, die zwar alle nach einem Prinzip gebaut worden, aber in ihrer einfachen Form vom Einbaum, Kahn, Boot, Kanu bis zur Gondel verschieden gestaltet sind.



Straße in Lissabon. Im Hintergrund einer der typischen Fahrstühle, die den Verkehr in höhergelegenen Straßen vermitteln.

Eine sonderbare Art von Wasserfahrzeugen gebraucht man heute noch in Mesopotamien auf dem Tigris. Die Araber benutzen Tierhäute, die mit Luft aufgepumpt werden, um damit den außerordentlich breiten Fluß zu überqueren, eine Wasserfahrt, die dem Ungeübten sehr gefährlich werden kann. Zusammengebunden ergeben die Häute ein breites Floß, das selbst schwere Lasten und mehrere Personen bequem auf wochenlangen Fahrten tragen kann. Diese Tierhäute, die man Kelleks nennt, haben den Vorzug, in unaufgeblasenem Zustande ohne Mühe flußaufwärts transportiert werden zu können. Sie sind schon seit Jahrhunderten im Gebrauch — und Vorläufer des Faltbootes, denn der Araber verwendet schon seit langer Zeit das Prinzip des zusammenlegbaren Bootes, dessen Erfindung wir uns zuschreiben.

Auch der Araber in Aegypten versteht es, Verkehrsprobleme mit modernen Mitteln auf seine primitive Art zu lösen. In der Nähe von Kairo bei den Nilstaudämmen befindet sich ein weiter wundervoller Park, der seiner Schönheit halber von allen Fremden gern aufgesucht wird. Durch den Park hat man schmale Gleise gelegt, auf vier kleinen



Fährboote aus Tierhäuten auf dem Tigris.

Rädern läuft eine Plattform von kaum zwei Quadratmeter Größe, auf der eine ganz gewöhnliche Bank befestigt worden ist, die Platz für zwei Personen zum Sitzen hat. Für wenige Piaster läßt sich der Fremde von einem halbnackten Araber durch den Park fahren — gewiß eine sehr bequeme Möglichkeit, in der kochenden Hitze auf luftigem Sitz eine Spazierfahrt in dem Park zu genießen. Etwas Aehnliches, nur mit mechanisiertem Antrieb, richteten die Engländer auf der Weltausstellung in Wembley ein.

Das Verkehrsproblem in den großen Städten lösen unsere Konstrukteure auf geniale Weise. In Lissabon, das



Rollende Treppe in einem Berliner Untergrundbahnhof.

wie Rom auf mehreren Hügeln gebaut ist, wurde der Verkehr durch die starke Steigung außerordentlich erschwert. Heute sieht man mitten in der Stadt die für Lissabon charakteristischen Lifts, die Waren und Menschen mehrere Stockwerke hochheben und mühelos die großen Höhenunterschiede überwinden. Bei dem starken Verkehr, der in Lissabon als Hafenstadt und Umschlagsplatz herrscht, bedeuten die Transporte durch die Lifts eine sehr wesentliche Zeit- und Ersparnis und bringen Einkünfte.

Bekannt ist das Wahrzeichen von Marseille, der „Pont Transbordeur", der sich im Hafen befindet, eine Brücke, die an beiden Enden mit Warenaufzügen versehen ist. Die Waren werden auf einem Ende der Brücke hochgehoben, zum anderen Ende transportiert und dort wieder hinabgelassen. Dadurch wird das zeitraubende Verladen und Verstauen auf Fähren erspart und der Schiffsverkehr entlastet.

Unter den seltsamen Verkehrsmitteln ist auch die Rolltreppe zu nennen, ein langsam laufendes Band in Treppenform. Diese Rolltreppen werden schon längere Zeit bei den Londoner Untergrundbahnen verwendet, die ja oft Bahnhöfe mit drei Stockwerken aufweisen. Auch Berliner Warenhäuser und neuerdings auch die Berliner Untergrundbahn haben diese Rolltreppen zur Bequemlichkeit ihrer Kundschaft und der Fahrgäste eingeführt, ebenso wie manche öffentliche Bauten anderer deutscher Großstädte. So sieht man, daß jedes Verkehrsproblem, selbst das schwierigste, überwindbar und lösbar ist, gleichgültig, ob die Naturvölker es auf ihre einfache Art verblüffend richtig lösen oder unsere modernen Techniker mit kunstvollen Konstruktionen.

Dichter und Blumen.

Der Volksmund sagt: „Wer Blumen liebt, der kann kein schlechter Mensch sein", und es liegt eine tiefe Wahrheit in diesem schlichten Wort. Wer sich den empfänglichen Sinn bewahrt hat für den Reiz dieser lieblichsten Kinder von Mutter Erde, in dessen Gemüt ist kein Raum für Niedriges, Gemeines und Gehässiges. Wir wissen von vielen großen Männern, daß sie bei all ihrer Größe Freund der Blumen gewesen sind, besonders unter den Dichtern findet sich mancher Blumenfreund. Hier ist an erster Stelle zu nennen der Große von Weimar. Man könnte ein ganzes Buch schreiben über Goethes Beziehungen zur Blumenwelt. Als er in Italien weilte, träumte er von einem botanischen Ausflug nach Indien. Noch im höchsten Alter (im Jahre 1831) schrieb er seine Geschichte des botanischen Studiums, in der er seine Anschauung über die Pflanzenwelt niederlegte.

Wie der große Olympier über die Blumen dachte, beweist folgende Stelle: „So wiederholt sich denn abermals das Jahresmärchen von vorn. Wir sind nun wieder, Gott sei Dank!, an seinem artigsten Kapitel. Veilchen und Maiblumen sind wie Ueberschriften oder Vignetten dazu. Es macht uns immer einen angenehmen Eindruck, wenn wir sie in dem Buch des Lebens wieder aufschlagen." An einer anderen Stelle nennt Goethe die Blumen die Hieroglyphen der Natur, mit denen sie uns andeutet, wie lieb sie uns hat.

Neben Goethe tritt in würdiger Weise Fritz Reuter. Im Gärtchen bei seinem Gartenhaus am Fuße der Wartburg war seine Lieblingsbeschäftigung, die Blumen zu pfle-

gen. Als ihn einst sein Freund Arnold Wellner besuchte, führte er ihn durch den Garten, blieb vor einem besonders schönen Blumenbeet stehen und sagte: „Kinner hett de leiw Gott mi nich schenkt. Dit hier is min fröhlicher Kinnergoren, in den'n mi jeden Morgen von nigen min Hart mit de verslapenen Blaumen upgahn und bläuhn und lachen deiht. Seihn S' des Moosros — as 'n jungrosig glücklich Mäten in 'n Brutkranz!" Von allen Blumen liebte Reuter besonders die Malven.

Ein ganz besonderer Verehrer der Blumen war auch Shakespeare. Seine Kenntnis der Pflanzen ist nach dem maßgebenden Urteil sachkundiger Forscher erstaunlich genau und außerordentlich umfassend gewesen. Dem Shakespeare-Freund wird es sicher interessant sein, daß in dem Garten des Dichters Hause zu Stratford-on-Avon alle die Blumen sorglich gepflegt wurden, die in des Dichters Werken vorkommen.

Allerlei vom Film.

G. W. Pabst beginnt Anfang Juni mit den Aufnahmen zu dem Film „Tagebuch einer Verlorenen", den er im Rahmen einer eigenen Produktion herstellt. Der Film erscheint in Deutschland im Verleih der Konsortiums Deutscher Bezirksverleiher G. m. b. H (K. D. B.).

Die Aufnahmen zu dem Hom-Film „Das verschwundene Testament", in dem der bekannte Sensationsdarsteller Carlo Aldini die Hauptrolle spielt, sind beendet. Die Regie lag in den Händen von Rolf Randolf

Rudolf Lettinger wurde für den zweiten Piel-Film des D. L. S. „Männer ohne Beruf" (Der Herr aus Südamerika) verpflichtet Die Innenaufnahmen sind in Staaken begonnen worden. Ende des Monats dürfte der Film fertiggestellt sein.

Henny Porten hat mit dem Hamburger Hansa-Theater einen Vertrag abgeschlossen, wonach sie in der nächsten Saison hier in einem Operettensketch debütieren wird

„Hochverrat". Die Aufnahmen zu dem neuen Ufa Film „Hochverrat", dessen Manuskript Friedrich Raff und Alexander Alexander nach dem Bühnenstück von Wenzel Goldbaum schreiben, beginnen bereits Anfang Mai. Die Regie des Films wird Johannes Meyer führen Die Produktionsleitung hat Alfred Zeisler.

Papageien-Anekdoten.

Ein Vogelliebhaber in Südkalifornien verwendete großen Eifer darauf, eine Kreuzung zwischen Brieftaube und Papagei zu züchten.

Als man ihn fragte, was eigentlich der Zweck dieser seltsamen Bemühung sei, gab er zur Antwort: „Brieftauben verirren sich oft; ich will erreichen, daß sie in solchen Fällen nach dem richtigen Weg fragen können."

Ein Bäckermeister hatte einen Papagei in seinem Laden stehen, der konnte sehr manierlich sagen: „Was wünschen Sie, mein Herr?" . . . und andere höfliche Redensarten mehr.

Ob er nun des ewigen Kuchenfressens bei dem Bäcker überdrüssig war, weiß man nicht, jedenfalls benutzte der Papagei einst die Gelegenheit zur Flucht und begab sich feldeinwärts. Hier wurde der fremdartige Vogel jedoch von herumstrolchenden Knaben aufgestöbert und mit Hallo einem Bauerndorfe zugetrieben.

Dort geriet er auf die Hofstelle des Oekonomen Twisselmann und rettete sich mit letzter Kraft auf das hohe Strohdach der Scheune, wo er ängstlich jappend verweilte und mit bedenklicher Miene nach den heranfliegenden Steinen schielte.

Der geschäftstüchtige Twisselmann, durch das Hallo der Dorfjugend herbeigerufen, jagte die rohen Steinschleuderer von seinem Hof herunter, holte die große Leiter und schickte sich an, den seltenen Vogel zu fangen.

Schon hatte er sich dem gänzlich erschöpften Papagei auf Armeslänge genähert, als dieser mit dem Schnabel knackte und höflich fragte: „Was wünschen Sie, mein Herr?"

Darauf war Twisselmann allerdings nicht vorbereitet. In seiner großen Ueberaschung machte er eine Verbeugung und antwortete: „Ach, entschuldigen Sie, ich dachte, Sie wären ein Vogel!"

*

Aerendal hatte mit einem befreundeten Gutsnachbarn eine etwas feucht-fröhliche Sitzung. Es war rabenschwarze Nacht, als der Gast den Heimweg antrat.

„Nimm von der Diele die große Laterne mit!" rief ihm Aerendal noch die Treppe hinunter nach.

Am nächsten Morgen war Aerendal genötigt, einen Boten an seinen Gast zu senden mit der Bitte: „Wenn du Papagei und Käfig nicht mehr brauchst, schicke sie mit dem Boten zurück!"

*

Cohn hatte sich einen Papagei gekauft. Der letzte Besitzer hatte ihm das Wort „Jude" beigebracht. Als Cohn mit dem Vogel nach Hause kam, schrie das Federvieh in einem fort: Jude, Jude, Jude!

Da wurde es dem Cohn zu bunt, und er sagte zu dem Papagei: „Nu, mit der Nos' haste nötig, e Antisemit zu sein."

*

Als im Kriege die Lebensmittel sehr knapp wurden, sagte Frau Kapitän Brodersen zu ihrem Papagei Jacko, der ein sehr verwöhntes Vieh war: „Ich muß jetzt fleißig Kartoffeln essen, und du wirst sie auch fressen müssen." Und damit steckte sie ihm eine Kartoffel in seinen Futternapf. Jacko aber nahm sie heraus und warf sie auf die Erde. Frau Brodersen bückte sich, hob die Kartoffel auf und tat sie wieder in den Napf. Und wieder warf der Vogel sie auf den Fußboden. Da bückte sich die Herrin nochmals und steckte die Kartoffel zum drittenmal in den Napf. Jacko aber warf sie zum drittenmal zum Käfig hinaus, dann kletterte er auf die Sitzstange, drehte Frau Brodersen die Kehrseite zu und über die Schulter hinweg sagte er zu ihr: „Schwein".

*

Jemand hat einen Papagei gekauft, dem er das Sprechen beibringen will. Zu Hause angekommen, setzt er sich vor den Käfig und will als erstes den Vogel den Ruf „Hallo" lehren.

„Hallo!" spricht er ihm langsam und deutlich vor.

Der Papagei wendet gelangweilt den Kopf zur Seite und schließt die Augen.

„Hallo — Hallo — Hallo — Hallo —!" Unermüdlich wiederholt er immer lauter: „Hallo — Hallo!"

Schließlich öffnet der Papagei ein Auge und knarrt: „Besetzt, bitte später rufen!"

*

Der Papagei Lora war der Liebling der Frau Oberlandesgerichtspräsidentin Cortius. Einst kriegte die Frau Präsidentin es mit den Nerven, und der Arzt ordnete an, den geschwätzigen Vogel aus ihrem Zimmer einstweilen zu entfernen.

Lora kam in die unteren Räume, wo das Hausmädchen, die Zofe und die Köchin hausten. Als die Frau Präsidentin aber nach etwa einem Vierteljahr wieder genesen war, nahm sie den Papagei natürlich sofort wieder in ihre Stube.

Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als der Vogel immer sagte: „Laß die Olle klingeln, bis sie schwarz wird!"

Voll dunkler Ahnungen fragte sie die Zofe, wo der Vogel denn diese Redensart aufgeschnappt habe.

„Ach, gnädige Frau," sagte dieses naive Kind vom Lande, „das muß die Lora sich bestimmt ausgedacht haben!"

*

In Bremen nahm im Jahre 1912 ein westindischer Papagei aus der Wohnung seines Herrn Reißaus und hielt sich den ganzen Sommer und Herbst und einen Teil des allerdings sehr milden Winters über in den öffentlichen Anlagen in den Wipfeln sehr hoher Bäume auf.

Sein Besitzer hatte diesem Papagei die Musik der Bremer Stadtmusikanten beigebracht. Für die Besucher des Parks war es sehr ergötzlich, wenn sich plötzlich aus dichten Baumkronen ein merkwürdiges J—a, Miau und Kikeriki vernehmen ließ. Sie geizten dann nicht mit allerhand Leckerbissen.

*

Das im Zoologischen Park von London lebende Papageienweibchen Old Bill wurde kürzlich 100 Jahre alt. Zur Feier dieses Tages legte die Jubilarin ein Ei, was sie seit fünfzehn Jahren nicht mehr getan hatte.

Fröhliche Ecke.

Chopin und der Schuster. Chopin war einmal Gast bei einem reichen Schuhmacher. Nach dem Essen ersuchte ihn der Wirt, etwas zu spielen. Chopin entschuldigte sich, doch der Schuhmacher setzte seine Bitten fort. „Ach, setzen Sie sich doch einmal ans Klavier und spielen Sie etwas, nur um zu zeigen, wie es gemacht wird." Da gab Chopin endlich nach und spielte eins seiner Präludien. Aber er konnte sich das Vergnügen nicht versagen, bald darauf den Schuhmacher zu Tisch zu bitten, um an ihm Rache zu nehmen. Nach dem Essen überreichte nämlich der Künstler seinem verdutzten Gaste einen zerrissenen Stiefel mit den Worten, er möchte einen Fleck darauf machen: „nur um zu zeigen, wie es gemacht wird."

Herz und Hand. Gärtner: „Mein ganzes Herz ist meine Arbeit."

Arbeitgeber: „Das ist gut! Wie wäre es nun, wenn Sie auch Ihre Hände mit hineinbekämen?"

Der Ausweis. „Können Sie mir noch ein Programm geben?"

„Aber das Stück ist ja gleich zu Ende."

„Ich weiß es, aber ich möchte meiner Frau beweisen, wo ich war."

Besorgnis. Arzt: „Ich verschreibe Ihnen hier drei Sorten Pillen; die eine ist für den Magen, die andere für die Nieren und die dritte für die Nerven."

Patient: „Ganz recht! Aber sind Sie auch sicher, Herr Doktor, daß die einzelnen Pillen den richtigen Weg finden?"

Weibliche Logik. Gatte: „Welche Verschwendung! Du hast zwei Hüte für das eine Kleid. Das nenne ich doch allerhand!"

Gattin: „O nein, das habe ich nicht. Ich habe nur ein Kleid zu den beiden Hüten passend."